



In der Nähe des Dorfes Dolginino, 180 Kilometer südöstlich von Moskau, brennt der Nadelwald lichterloh

Strahlenangst

Am Donnerstag vergangener Woche warnte der russische Katastrophenschutzminister Sergej Schoigu davor, dass die Brände nicht nur Staub- und Rußpartikel, sondern auch **radioaktive Stoffe** freisetzen könnten. Die Nachricht ging um die Welt – müssen bald auch deutsche Eltern ihren Kindern verbieten, draußen zu spielen, wie nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl 1986? Waldbrände können in radioaktiv verseuchten Regionen strahlende Partikel aus Boden und Pflanzen in die Luft steigen lassen. Schoigu sprach vor allem die Region um die Stadt Brjansk an, auf halbem Weg zwischen Moskau und Kiew gelegen. Dort hatte die Wolke von Tschernobyl große Mengen an Cäsium-137

abgeladen. Dieses radioaktive Element hat eine Halbwertszeit von 30 Jahren, es ist also noch mehr als die Hälfte der früheren Strahlungslast vorhanden. Sollte es zu großflächigen Bränden in dieser Region kommen (das war bei Redaktionsschluss nicht der Fall), könnte das für die lokale Bevölkerung gefährlich werden. In Deutschland muss sich niemand Sorgen machen: Die **Rauchschwaden** ziehen in einer Höhe von maximal 200 Metern davon – kaum etwas davon wird bei uns ankommen. Schon 2002 brannte es in den kontaminierten Gebieten. Die Wolke, die ein paar Tage später Deutschland erreichte, war nur etwa ein Tausendstel so radioaktiv wie die Wolke nach dem Tschernobyl-Unfall. CD



Nahe der Rominter Heide hat es in heißen Sommern öfter gebrannt. Der feuchte Moorboden hat die Katastrophe aufgehalten

Ursachenforschung

Einige russische Medien preisen derzeit Russlands Premierminister, weil er unermüdlich die Katastrophengebiete bereise. In den Augen vieler Oppositioneller aber trägt gerade Wladimir Putin einen großen Teil der Verantwortung dafür, dass die Waldbrände von Brjansk bis Nishnij Nowgorod derart eskalieren konnten. Unter seiner Präsidentschaft verabschiedete die Duma 2007 **einen neuen Waldkodex**, der die Zuständigkeit für die Brandvorsorge von der Zentralverwaltung auf private Pächter und die Bezirke übertrug. Deren Budget aber wurde zugleich massiv gekürzt, und so fehlte das Geld für dezentral eingesetzte Forstinspektoren, die Brandherde rasch aufspüren und bekämpfen könnten.

Nicht nur diese Fehlentscheidung verschärft die Feuergefahr in extrem heißen russischen Sommern, die sich, vermutlich als Folge des Klimawandels, weiter häufen werden. Hinzu kommt, dass vielerorts **Monokulturen aus Nadelhölzern** wachsen; mit ihrer Trockenheit hat die Feuerwalze leichtes Spiel. Auch in den Torfmooren ging dem Inferno Vernachlässigung voraus. Bis in die 1990er Jahre hinein wurden ihre mächtigen Ablagerungen in Russland als Brennstoff genutzt; erlaubt ist das, anders als in Westeuropa, noch heute. **Die ausgetorften Feuchtgebiete** trocknen aus, dann brennen sie wie Zunder. Das Bundesumweltministerium, die Universität Greifswald, die Michael-Succow-Stiftung

und Wetlands International haben schon vor den Bränden in Moskaus Umgebung damit begonnen, zu untersuchen, wie man besonders entzündungsgefährdete Moore anhand ihrer Vegetation früh identifizieren kann. Der Rauch belastet nun nicht nur die **Gesundheit** der Menschen, er verschmutzt auch die Atmosphäre. Doch selbst ohne dass es brennt, emittieren vertrocknete Feuchtgebiete bereits große Mengen Kohlendioxid. Wachsende Moore hingegen binden, obwohl sie weltweit nur drei Prozent der Fläche ausmachen, ein Drittel des an Land gespeicherten Kohlenstoffs. Moore wieder zu vernässen würde also zugleich **dem Brand- und dem Klimaschutz** dienen. CHRGR

Rettende Moore

Naturschutz ist gleichzeitig Brand- und Klimaschutz VON CHRISTIANE GREFE

Eisvogelblaue Libellen schwirren über dem Ufer, die Luft duftet nach Wassermünze, aber entfremdete Städter kriegen beim Anblick der Rominte erst einmal einen Schreck. Rotbraun mäandert der Fluss durch seine grüne Aue. Welche scheußlichen Abwässer hat man hier eingeleitet?

Doch keine Industrie weit und breit in diesem entlegenen russischen Winkel, rund 140 Kilometer südöstlich des Ostseehafens Kaliningrad, der einst Königsberg hieß. Die irritierende Farbe rührt von Huminstoffen, die der Regen aus den reichen Wald- und Moorböden gewaschen hat. Die Rominte, die auf Russisch Krasnaja, die Rote, heißt, könnte hier kaum sauberer sein. Unbekümmert geht ein gutes Dutzend Naturschützer in die Knie, um sich, aus beiden Händen schöpfend, zu erfrischen.

Wälder und Moore der Rominter Heide zeigen, wie sich Brände verhindern lassen

Die Forstwissenschaftler und Moorforscher mit Rucksack und Gummistiefeln sind auf Wanderschaft durch ein Wald- und Feuchtgebiet, das in diesen Tagen ein Gegenbild zur brennenden Apokalypse rund um Moskau zeigt – und zugleich wichtige Hinweise zur Vorbeugung und Brandverhinderung liefert.

Die Exkursion hat Michael Succow zusammengestellt, Bodenkundler aus Greifswald. Der 69-Jährige wurde nach der Wende bekannt, als er, seinerzeit stellvertretender Umweltminister, die letzten Tage der DDR für einen weitsichtigen Coup nutzte und fast sieben Prozent des Landes unter strengen Naturschutz stellte. Mit dem gleichen Ziel reist der Träger des Alternativen Nobelpreises als gefragter Berater durch frühere Sowjetrepubliken, von Weißrussland bis Turkmenistan. Auch die Expertentour durch die Rominter Heide und andere Gebiete des ehemaligen Ostpreußens zielt auf die Vorbereitung neuer Schutzgebiete.

Die sanft geschwungenen grünen Endmoränen, die der größte der geplanten Prirodnij-Parks umfassen soll, erstrecken sich jenseits des fruchtbaren Pregeltals. Ihre Wiesen, Felder und Gehölze grenzen an einen dichten, wertvollen Tieflandwald. Am Rande dieser Sehnachtslandschaft aus Seen und Bächen, Sümpfen und Mooren liegen vereinzelte Dörfer.

Die bewegte Geschichte Ostpreußens hat dieser Region viele Wunden zugefügt, und so mischen sich bei dem deutsch-russischen Naturschutzprojekt viele Motive: Es soll einer verarmten Gegend neue, nachhaltige Einkommensquellen bringen und die Holzwirtschaft nachhaltig umgestalten. Ein bedeutender Wasserspeicher könnte erhalten und die Rolle der

Moore als Kohlenstoffsinken begünstigt werden. Die Landschaft soll Katastrophen wie der gegenwärtigen trotzen können. Und schließlich gilt es, Lebensräume für die Vielfalt der Arten zu bewahren, damit Mensch, Tiere und Pflanzen, auf gut Preußisch gesagt, jeder nach seiner Fassung selig werden können.

»Schwarzstörche!« Plötzlich legt Michael Succow den Kopf in den Nacken und blickt dem langbeinigen Vogelpaar hinterher. Wer mit dem passionierten Naturschützer unterwegs ist, der muss auf Unterbrechungen seines Erzählstroms gefasst sein. So wie jetzt bei *Ciconia nigra*: Sommers gehöre der Schwarzstorch hier zum Landschaftsbild wie seine schwarz-weiße Verwandtschaft, auch wenn er nicht wie diese auf alten Scheunen nistet, sondern scheu im Wald.

Dann fährt Succow fort mit weiteren Zielen: Letztlich solle in der Rominter Heide ein grenzüberschreitendes Biosphärenreservat zusammenwachsen. Ein kleiner Teil des Dreiländerwaldes gehört zu Litauen, ein größerer zu Polen, der mit 30 000 Hektar größte Abschnitt ist russisch. An den Grenzen berühren sich überdies die Russische Föderation und das vereinte Europa. Und auch wenn diese Demarkationslinie ihren Schrecken verloren hat und Förster und Naturschützer sich heute untereinander austauschen: Noch begrenzt militärisches Sperrgebiet ihre Kooperation.

Seit einigen Jahren mausert sich der Bezirk Kaliningrad zum Wirtschaftsstandort. Der ökonomische Druck auf das Naturparadies werde zunehmen, fürchtet der junge Landschaftsökologe Stefan Schwill, der das Projekt in Succows Stiftung gemeinsam mit russischen Forschern vorantreibt. Reiche Leute aus Moskau drängten vermehrt in die Region, und solchen Investoren schwebten für die Rominter Heide mit ihren glasklaren Seen eher Hotelburgen, Privatjagden oder schnellwüchsige Holzplantagen vor als der Schutz von Unken und Luchsen. Auch die Umweltpolitiker in Kaliningrad und im Kreis Nesterow erhoffen sich bis Oktober einen Zonierungsplan, der anzeigt, wo die Grenzen zwischen den künftig unberührbaren Kernzonen und Gebieten für eine naturnahe Nutzung, etwa durch Ökotourismus, verlaufen könnten. Die Michael-Succow-Stiftung soll ihn, gefördert von der Deutschen Bundesstiftung Umwelt, entwerfen; die Wanderer tragen dazu ihre Erfahrungen bei.

Gefesselt sind sie aber zunächst davon, wie sich in der Vegetation die Geschichte Ostpreußens dokumentiert. Zumal einige von ihr persönlich berührt sind: Hermann Graf Hatzfeldt, ein Pionier der naturnahen Waldwirtschaft und ökologischen Waldzertifizierung, ist ein Neffe der früheren, aus Ostpreußen stammenden ZEIT-Herausgeberin Marion Gräfin Dönhoff. Oder Lutz Fährer, der den Lübecker Stadtwald natur-

nah umgestaltet hat: Sein Urgroßvater war »königlich-kaiserlicher Hegemeister« in Rominten, als es noch das traditionelle Jagdrevier preußischer Herrscher war.

Wilhelm II. streckte hier zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen kapitalen 24-Ender nach dem anderen nieder. Im Wald steht noch ein Gedenkstein, auf dem sich der Kaiser eines glorreichen Abschusses rühmt. In den dreißiger Jahren ließ dann Hermann Göring seinen »Reichsjägerhof« und späteren Gefechtsstand in der Rominter Heide errichten. Die Luftschlachten müssen dem Feldmarschall bisweilen weniger bedeutet haben als der triumphale Anblick erlegter Hirsche, die ihm Gehilfen notfalls mithilfe militärischer Fernmelde-technik vor die Büchse lenkten. Den Naziwald ließen die russischen Sieger nach dem Ende des Krieges als Reparationsleistung abholzen. Sofort, fast vollständig. Die gefällten Stämme wurden nach Osten gebracht, daraus baute man die Städte wieder auf, die deutsche Angreifer niedergebombt hatten.

Der Tabula-rasa-Rodung wegen stehen heute in der Rominter Heide nur wenige Baumriesen, die 140 Jahre oder mehr bezeugen können. Einzig in schwer zugänglichen Hügellagen sind noch alte Bauernwälder aus Linden, Hainbuchen und Eichen erhalten. Den größeren Teil der Fläche hat die Moskauer Zentralverwaltung wieder bewirtschaftet wie im alten Preußen: mit stramm stehenden Fichten und Kiefern.

Die Experten machen halt auf einer sonnendurchfluteten Lichtung und diskutieren, wie man den ökologischen »Waldwechsel« gestalten kann: Statt weiterhin Holzlacker aus Nadelbäumen zu modellieren, meint Lutz Fährer, sollten es seine Hüter dem Forst zukünftig erleichtern, sich mit jenen Laubbaumarten eigenständig zu erneuern, die der Vegetationszone entsprechen. »Einfach in Ruhe lassen«, sagt der Lübecker Förster, »dann wird über die Jahre der Boden reicher, die Vegetation vielfältiger und dichter und der Wald widerstandsfähiger gegen Feuer und Sturm.« Auch Mario Broggi, Naturschützer bei der Schweizer Mava-Stiftung, hält viel von dieser »Strategie der intelligenten Faulheit«. Die Einkünfte müssten dabei nicht schrumpfen, bekräftigt Hermann Hatzfeldt, weil die Waldpflege deutlich weniger koste: »Lassen wir doch die Natur für uns arbeiten!«

Wie sie das macht, wird in abgelegeneren Abschnitten der Rominter Heide sichtbar. Es knistert und knackt, Äste schlagen Succow und seinen Kollegen ins Gesicht, wo sich im Lauf der sechzig Jahre seit Kriegsende natürliche Sukzessionswälder den Weg gebahnt haben. Dort setzten sich dichte Bestände aus Hängebirke, Spitzahorn, Stieleiche, Esche und Zitterpappel durch und vor allem herrliche Winterlinden. Die Linde: Lutz Fährer nennt sie einen europäischen »Zukunftsbaum«. Widerstandsfähig, überstehe sie auch große Hitze, Kälte und Stürme, erklärt er. Weil sich solche Wetterextreme in Zeiten des Klimawandels häufen werden, sei es auch für das Überleben anderer Wälder wichtig, dass dieser Leitbaumart Ruhe und Raum gewährt werde. Mario Broggi fotografiert emsig Teufelskralle und Christophskraut, Seidelbast, Korallenwurz und andere seltene Orchideenarten, die im feuchten, schattigen Boden gedeihen. Ein paar Meter weiter liegt eine riesige, vom Blitz erschlagene Fichte. Aus ihrem verrottenden Wurzelwerk streben junge Birken und Eschen dem Licht entgegen. Diese »Kadaververjüngung«

ist einer von vielen Prozessen im Wald, an deren »Dialektik der Zerstörung« Lutz Fährer seine Naturnähe und Stabilität erkennen kann.

Schöpferische Zerstörung leisten auch Hunderte von Bibern, die Wasserbauingenieure der Natur. Zu sehen sind die scheuen Tiere kaum, doch überall kreuzt man ihre Pfade und Bauten. Die Verhaue aus zernagtem Gehölz stauen Rinnale und Bäche zu Teichen auf, und wo der Boden dauerhaft unter Wasser steht, beginnt der Prozess der ewigen Umwandlung: Weiden und Schilf siedeln sich an, Birken und andere Pflanzen verrotten, es bilden sich Sümpfe, und über die Jahre, Jahrzehnte wachsen neue Torfmoore auf.

Moore sind mächtige Klimaschützer, sie speichern riesige Mengen Kohlenstoff

Erst allmählich dringt ins Bewusstsein, dass solche Feuchtgebiete zu den mächtigsten Klimaschützern gehören, weil sie riesige Mengen an Kohlenstoff speichern. Auch weil die Brände im Moskauer Umland diese Leistung mit gigantischen CO₂-Emissionen ins Gegenteil verkehren, sind sie so desaströs.

Gewiss, in Ostpreußen, nahe der Ostsee, regnet es mehr als in Moskaus Kontinentalklima, doch in den letzten, brütenden Sommern haben unachtsame Beeren-sammler auch im Zehlau-Moor nördlich der Rominter Heide Feuer entfacht. Diese Brände blieben jedoch begrenzt, weil sie nur dort wüteten, wo Militärs und Landwirte das Torfmoor entwässert hatten. Der wasserreiche, intakte Teil blieb heil. Derzeit untersuchen Stefan Schwill und Maxim Naprejenko, wie schnell sich die Torfbildung nach so einem Feuer erneuert. Außerdem sammeln sie Daten für eine genaue Klimabilanz des Zehlau-Moors. Denn neben den riesigen CO₂-Speicherkapazitäten muss man einrechnen, dass in bestimmten Phasen der Wiedervernässung Methan entweicht. Vor genau hundert Jahren wurde das Moor von der preußischen Regierung zum ersten deutschen Naturschutzpark erkoren; dieser Schutz soll wieder in Kraft treten.

Die Exkursion endet im Großen Moosbruch, einem weiteren Regenmoor. Kaum eine andere Landschaft ist so urtümlich wie das von kleinen Kolken zerwühlte Bett aus Wollgras und Knabenkraut, Sumpfporst und Moltebeeren. Grüne, gelbe und rostrote Moose, so weit das Auge reicht, unterbrochen nur von einzelnen Erlengruppen. Der Boden schmatzt, er gibt nach wie ein voll gesogener Schwamm. Nur nicht stehen bleiben, sonst beginnt man sofort einzusinken.

Seit der Perestrojka sind schon mehrere Versuche gescheitert, weite Teile dieser Landschaften unter Schutz zu stellen. Auch die Michael-Succow-Stiftung könnte noch am Widerstand einiger Förster oder Beamter oder an Spannungen zwischen Regional- und Zentralregierung scheitern. Doch positive Signale kommen nicht nur aus dem Oblast Kaliningrad, sondern auch aus dem Moskauer Umweltministerium. Und Stefan Schwill's Kollege, der Moorforscher Maxim Naprejenko, zeigt vorsichtigen Optimismus: »In der Region sehe ich ein Umweltbewusstsein wachsen.«

Verbranntes Land

Russlands Aufstieg zur Agrarweltmacht ist in Gefahr VON JOHANNES VOSWINKEL

Es ist einer der seltenen Glücksmomente für Stefan Dürr in diesem russischen Hitzesommer. Die nassen Locken kleben am Kopf des deutschen Agrarunternehmers, Tropfen prasseln auf das Dach seines Kuhstalls. Rundherum liegen Felder mit einer schwarzen Erde, die endlich mal wieder wie fettig glänzt. Regen! Der 46-jährige Dürr lächelt seine Kühe an. »Hier hängt mein Herz dran«, sagt er. »Ich wollte zeigen, dass wir auch Milch machen können.« Das ist eine Art Königsdisziplin der russischen Landwirtschaft und schwieriger als der Anbau von Raps oder Sonnenblumen. »In vielen Betrieben sterben die Kühe, weil sie nicht richtig gehalten werden«, sagt Dürr und wirkt wie ein beflissener Agrarstudent. Dabei ist er der Chef eines Landwirtschaftsbetriebes, der in Deutschland mit seinen 110 000 Hektar und 18 000 Rindern ein Gigant wäre. Hier, im russischen Schwarzerdegebiet bei Woronesch, zählt Dürres Unternehmensgruppe Ekoniva eher zur Mittelklasse. Der Feldnachbar, die Agrarholding Prodimex, nutzt 400 000 Hektar Land.

Dürres Freude vergeht schnell. Es war nur ein Schauer. Am Boden herrscht weiter Katastrophensituation. Erst die wochenlange Hitze. In Teilen des Woronescher Gebiets hat es seit April nicht mehr geregnet. Die legendäre Schwarzerde ist zu grauem Sand pulverisiert. Wo die Getreidehalme dem Bauern auf dem Feld bis zur Hüfte reichen müssten, stehen sie gerade bis auf Knöchelhöhe. Vor zwei Wochen kam das Feuer: Flammen zündeten im Torfboden, sprangen über die Baumwipfel und vernichteten ganze Getreidefelder. Im Lipezker Gebiet südöstlich von Moskau sind 700 Hektar Weizen und 200 Hektar Gerste abgebrannt. Die Monokulturen, von denen viele bei Woronesch größer sind als alle Ländereien eines deutschen Durchschnittshofes zusammen, erweisen sich als besonders fatal. »Bei jedem Landwirt hier hat es gebrannt«, erzählt Dürr. »Ein paar Strohhaufen, Felder, Maschinenhallen oder Scheunen. Bei uns hält sich der Schaden in Grenzen, denn unsere Betriebsfeuerwehr mit zehn Autos ist gut in Schuss.« In anderen Betrieben streichen die Finanzmanager den Feuerschutz als Kostenfaktor zusammen. Wenn es brennt wie in diesem Jahr, ist die städtische Feuerwehr hilflos.

Bauern müssen ihr Vieh notschlachten, weil ihnen das Futtergetreide ausgeht

Mehr als zehn Millionen Hektar Agrarland haben Dürre und Flammen in Russland bisher vernichtet. Das entspricht fast der gesamten Ackerfläche Deutschlands. Manche Bauern müssen ihr Vieh notschlachten, weil sie nicht genügend Futtergetreide bekommen.

Am vergangenen Donnerstag ordnete Premierminister Wladimir Putin einen Exportstopp für Getreide an. Der drittgrößte Getreidelieferant der Welt ist in Gefahr, seinen neu erworbenen Ruf als verlässlicher Handelspartner schon wieder zu verlieren. Durch die Katastrophe hat Russland beim Wiederaufstieg zur Agrarweltmacht einen schweren Rückschlag erlitten.

In den vergangenen Jahren hatte sich Russlands Landwirtschaft von der Depression der neunziger Jahre befreit. Schon strebte die Regierung in Moskau neben der Sicherung der Selbstversorgung Exporte wie zur Zarenzeit an, als der internationale Handel mit dem Getreide so wichtig war, wie es heute die Ölausfuhr ist. Ein Zehntel der weltweiten Ackerfläche liegt in Russland. Mehr als 25 Millionen Hektar Brachland könnten in kapitalistischer Neulandgewinnung zusätzlich erschlossen werden. In der Landwirtschaft sieht Moskau seine nächste strategische Ressource. Ist der Weizen bald Russlands neues Öl und Gas?

2008 feierte Russland eine Rekordernte von 108 Millionen Tonnen Getreide, mehr als doppelt so viel wie zehn Jahre zuvor. Eine neue Weizenweltmacht schien herangereift. Der damalige Präsident Wladimir Putin gründete die Getreideunion, eine staatliche Handelsorganisation, die Anspruch auf mindestens 30 Prozent des Marktes anmeldete. Kritikern erschien sie als Vorstufe eines staatlichen Handelsmonopols mit dem Ziel der Weltmarktdominanz.

Russlands Regierung tut viel, um die Landwirtschaft wieder aufzubauen. Mehrere Milliarden Euro fließen in neue Silos, den Ausbau der Häfen, den Kauf von Eisenbahngüterwagen. Der staatliche Interventionsfonds kaufte 2008 und 2009 für 1,6 Milliarden Dollar Getreide vom Markt, um den Preis zu stützen. Das Staatsengagement hat aus verfallenden Kolchosa-Systemen einen anerkannten Wirtschaftszweig gemacht. »Russland ist auf dem Weg der Modernisierung der Landwirtschaft ziemlich weit vorangekommen«, resümiert Dmitrij Rylko, Generaldirektor des Moskauer Instituts für die Konjunktur des Agrarmarkts (IKAR), »und die Ausbaureserven sind noch sehr groß.« Eine US-Studie warnt bereits, Russland könne 2019 die USA als weltgrößten Weizenexporteur ablösen.

Dürr ist einer von denen, die die Landwirtschaft mit moderner Technik und Organisation zum Aufstieg führten. Der studierte Bodenkundler und Geoökologe ging 1989 als erster westdeutscher Praktikant in eine sowjetische Kolchose, investierte als Erster in russischen Boden und produzierte als Erster Biobiolebensmittel. 1994 gründete er die Firma Ekoniva. Das Bauerndasein in Russland verlangt ihm weiterhin Pionierqualitäten ab. Die Landwirtschaft leidet auch ohne Dürre und Feuer unter großen strukturellen Problemen. Vor allem fehlen qualifizierte

Arbeitskräfte. Viele Menschen fliehen aus den Dörfern in die Städte. Zurück bleiben alte Frauen, deren Männer sich längst auf den verwilderten Friedhof getrunken haben. 20 000 Dörfer hat Russland in den vergangenen 20 Jahren verloren.

Die Bolschewiken hatten zwischen 1929 und 1931 den Agrarsektor fast vollständig unter staatliche Kontrolle gestellt, die Großbauern enteignet und vertrieben. Nach der Zerschlagung der Staatsbetriebe zum Ende der Sowjetunion traten an die Stelle der Kolcho-

sen nur selten lebensfähige Betriebe. Die Familientradition in der Bauernschaft war ausgelöscht. Das Dorf galt als Endstation für Lebensverlierer.

Das ändert sich nur langsam. Ein Grund ist die mangelnde Qualität der landwirtschaftlichen Ausbildung: »Viele agrarwissenschaftliche Schulen sind in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz in den Westen abgewandert«, sagt Nikolaj Sadomow, Chef der Marketingabteilung von Crop Protection Products DuPont. »Die verbliebenen Wissenschaftler stehen meist kurz vor der Pensionierung, und die Studenten lernen den Stoff der achtziger Jahre.« Jüngere Universitätsdozenten arbeiten schon für ein Monatsgehalt von 500 Euro lieber als Fachdolmetscher in Woronescher Landbetrieben. Wohnungen für die jungen Spezialisten und ihre Familien fehlen fast überall, sodass Dürr anfangs selbst für seine Mitarbeiter Häuser kaufte oder baute. Das öde Leben auf dem Dorf, der entbehrungsreiche Tagesrhythmus und die Arbeit in Hitze, Kälte und Dreck führen dazu, dass gerade mal jeder zwanzigste Diplomlandwirt auch in seinem Beruf arbeitet. Da helfen die modernsten Mähmaschinen mit Klimaanlage in der Fahrerkabine und Monatsgehälter von gut 1000 Euro für die Fähigsten wenig. »Die meisten studieren Agrarwirtschaft nur, um einen Hochschulabschluss zu haben«, sagt Dürr. »Danach streben sie die höhere Beamtenlaufbahn an und sitzen von 9 bis 18 Uhr im Bürosessel.«

Mit den alten Mitarbeitern der Betriebe ist meist nicht viel anzufangen. »Wenn ich einen heruntergewirtschafteten Betrieb übernehme«, erzählt Dürr, »bleibt am Ende meist nur ein Drittel der Angestellten übrig.« Das ist oft immer noch mehr als genug Personal, denn die russisch-sowjetischen Betriebe waren, wie Dürr es nennt, »grauslig« organisiert: Ein Heer von Buchhaltern, Botenfahrern, Brigadiern und Hilfsbrigadiern bevölkerte Büros und Felder.

Auch die Arbeitsmoral ist bis heute ein Problem. Während der neunziger Jahre bekamen die Angestellten kaum Gehalt und nahmen sich stattdessen, was der Betrieb hergab: Melkerinnen füllten sich Milch ab, Traktorfahrer stahlen Diesel, der Direktor veruntreute Getreide. Die Veterinäre verdienten dazu, indem sie auf privaten Höfen praktizierten – mit Medikamenten aus ihrer Kolchose. »Bei den Tierärzten«, sagt Dürr, »haben wir radikal ausgemistet und neue eingestellt.«

Zu viele Menschen auf einmal sollte Dürr allerdings besser nicht entlassen. Denn die Lokalpolitiker sorgen sich um die Arbeitsplätze und zwingen ihn, beim Kauf eines Hofes mit vielversprechendem Landbesitz auch einen schlechten Betrieb samt arbeitsaufwendiger Rindviehhaltung zu übernehmen, den er gar nicht haben will. Gegen das Wort der Landräte ist

nichts auszurichten. So wird eher beiläufig entlassen. Wo früher 80 Mechanisatoren auf 7000 Hektar gearbeitet haben, sind es heute 30. Mit moderner Hochleistungstechnik samt Ortung der Traktorfahrer per Satellit sollen es eines Tages nur noch zwölf sein.

Soziales Engagement hilft dabei, den Dörflern die neue Arbeitswelt zu versüßen, aber es belastet zugleich die Rentabilität der Betriebe. Dürr finanziert die Direktorin des Dorfkinder Gartens, den Englischlehrer der Schule, zwei Dorffußballmannschaften und die Renovierung einer Kirche. Wenn die Mehrheit im Ort den Betrieb gutheißt, hält sie die Feinde und Neider Dürres in Schach. Unternehmerkollegen von Dürr, die sich nicht sozial engagieren, haben schon Zucker im Tank oder Metallteile im Maisfeld gefunden, die den Häcksler kaputt schlagen. Mancher läuft mit Leibwächtern durchs Dorf.

Russisches Agrarland ist ein begehrtes Anlageobjekt für Spekulanten geworden

Für einige Investoren ist die russische Scholle eine reine Wertanlage, die sie in einigen Jahren erheblich teurer verkaufen wollen. Sie setzen auf rasche Erträge, denn die Schwarzerde ist mittlerweile bei Weitem nicht mehr der beste Boden Europas. Mit dem Einsatz von Dünger und Pflanzenschutzmitteln lassen sich in Westeuropa mittlerweile acht bis zehn Tonnen Getreide pro Hektar ernten. Im Woronescher Gebiet sind schon vier bis sechs Tonnen ein gutes Ergebnis.

Den Finanzmanagern in den fernen Moskauer Büros fehlt zudem oft jedes Verständnis für agrarische Strukturen. Sie setzen lieber auf Zuckerrüben als auf die schwierige Milchviehhaltung. Der russische Rindviehbestand, der sich schon in den neunziger Jahren halbiert hat, schrumpft weiter. Im Land fehlt Milch. Die Preise im Supermarkt steigen in die Höhe.

Darum hält Stefan Dürr die Milchwirtschaft für ein zukunftsträchtiges Geschäft mit guter Rendite. Moderne Kuhställe ohne Wände und mit hohem, oben offenem Giebeldach, der Wasserturm, die deutsche und russische Fahne am Mast – sein Milchviehkomplex in der Nähe des Dorfes Schtschutschje sieht vorbildlich aus. Dürr setzt offensiv auf die weitere Expansion der russischen Landwirtschaft. Derzeit inspiziert er häufig seine Baustellen. Im Süden von Woronesch entstehen ein neues Getreidesilo und Ställe für 1800 Kühe. Die staatlichen Zuschüsse gleichen die Zinsen der Kredite dafür fast aus. Ein Börsengang in Frankfurt soll Dürr zusätzlich Kapital in Höhe von 50 Millionen Euro bringen. Die russische Landwirtschaft wird wachsen, ist sich Dürr sicher. Aber es wird langsam geschehen.

Die Bilder der brennenden Getreidefelder zeigen symbolisch, wie verletzlich Russland auf dem Weg zu einer Weltagrarmacht ist. Westliche Bauern müssen die russische Konkurrenz vorerst kaum fürchten. »In absehbarer Zeit wird es keine Exportflut geben«, sagt der IKAR-Generaldirektor Dmitrij Rylko. »Wir haben zuerst einmal die riesige Aufgabe, die Nachfrage der einheimischen Bevölkerung zu stillen.«

WISSEN WISSEN

BRANDKATASTROPHE IN RUSSLAND

Eine solche Feuerwalze hat Russland noch nicht erlebt. Hunderttausende Hektar Land stehen in Flammen – Wälder und Moore, Weizenfelder und Dörfer. Daran ist nicht nur der heiße Sommer schuld, das Desaster ist menschengemacht.

Politische und ökologische Fehlentscheidungen haben die riesigen Ackerflächen (**linke Seite**) und die Moore und Wälder (**rechte Seite**) zum leichten Opfer der Flammen werden lassen – und Tausende Menschen getötet oder geschädigt



Das Feuer ist vorerst gelöscht. Zwei Jungen versuchen auf einem Feld am Rande des Dorfes Beloomut, 130 Kilometer von Moskau entfernt, die Reste der Ernte zu retten